

**Norbert Wibiral: Die romanische Klosterkirche in Lambach und ihre Wandmalereien.** Zum Stand der Forschung (*Veröffentlichungen der Kommission für Kunstgeschichte*, 4); Wien: Österreichische Akademie der Wissenschaften 1998; 48 S., 3 Fig., 5 SW-Abb., 5 Farbtaf.; ISBN 3-7001-2722-7; DM 53,-

Der ehemalige Landeskonservator für Oberösterreich, Norbert Wibiral, hat sich seit 1960 in zahlreichen Publikationen um die Erforschung der romanischen Klosterkirche von Lambach und ihrer bedeutenden Wandmalereien des ausgehenden 11. Jahrhunderts grosse Verdienste erworben. Jetzt legt er eine von der Österreichischen Akademie der Wissenschaften in Wien und von Hermann Fillitz herausgegebene Publikation zum Stand der Forschung vor. Um die lang ersehnte abschliessende Publikation der Untersuchungen am Bau und der Wandmalereien handelt es sich zwar nicht, aber um eine kritische, bibliographische Rundschau, die von einigen wenigen Abbildungen begleitet ist.

Angesprochen sind die Spezialisten der Bauforschung und der Wandmalerei. Von der romanischen, 1089 geweihten Kirche hat sich nur der untere Teil der Doppelturmfassade mit der Emporenanlage im Innern erhalten. Für das Langhaus wird ein basilikaler Grund- und Aufriss angenommen. Im Ostchor, dessen Form unbekannt ist, soll sich ein Stiftergrab befunden haben. Man nimmt an, dass der Ostchor der Chor der Laien war. Der Psallierchor der Mönche befand sich auf der westlichen Emporenanlage, die podiumartig 2.20 m über dem Kirchenboden lag und die ganze Breite und Tiefe der Doppelturmfassade einnahm. Als Substruktion für diese westliche Empore diente eine kreuzförmige Stollenkrypta, die ergraben, aber aus statischen Gründen nicht konserviert werden konnte. Die Empore öffnete sich mit drei hohen Arkaden auf das Schiff, mit dem somit eine Sicht- und Hörverbindung bestand. An der Westwand, im südlichen und nördlichen Joch, waren einst zwei Türen (heute zugesetzt) vorhanden, die, wie Wibiral annimmt, als die alten Zugänge zur Westempore anzusprechen sind. Dies würde bedeuten, dass die Wohnbauten der Benediktinermönche einst im Westen der Kirche lagen. Freilich ist darüber nichts bekannt. Interessant ist jedenfalls, dass die beiden Westtürme nie Treppentürme waren, sondern gleichsam Gehäuse für die Westempore, aber zweifellos auch Signale der Repräsentation. Wibiral spricht an anderer Stelle von einem Westquerschiff, meines Erachtens ist die Bezeichnung ‚Doppelturmfassade mit Westempore‘ zutreffender. Die drei Joche der Empore sind mit kuppelig verschliffenen Kreuzgratgewölben eingedeckt und ‚verschwinden‘ gleichsam in den beiden Türmen und dem zwischen ihnen liegenden Mitteltrakt. „Die Lambacher Kreuzkrypta ist, ebenso wie die bauliche Verschmelzung der Westturmanlage mit dem Querhaus, exzeptionell und atypisch“ (S. 16). Wibiral führt dennoch einige Vergleiche aus der ottonisch-frühromanischen Zeit an: St. Michael in Hildesheim, Dom von Augsburg, Dom von Bamberg, Kollegiatsstift von St. Stephan in Wien etc. Da sich die Bauforschung bisher nur punktuell für die Frage der Westemporen interessiert hat – eine gewisse Berührungsangst mit der dornigen Westwerkproblematik ist nicht zu übersehen – kann im Rahmen eines Literaturberichts kein ‚Durchbruch‘ erwartet werden.

Wie die Westempore in Lambach im baulichen, liturgischen und allgemein monastischen Kontext funktioniert haben könnte, dürfte nur mit Hilfe einer detaillierten Analyse mit exakten Bauaufnahmen zu erweisen sein. Worin mochte der Sinn gelegen haben, den Psallierchor der Benediktinermönche bloss 2,20 m über das Kirchenniveau zu erheben? Sollten die Mönche wie die adeligen Damen der ottonischen Stiftskirchen (Essen) während des Gottesdienstes gleichsam in ihrer Klausur verharren? Die geringe Höhe der Empore spricht nicht unbedingt für eine solche Deutung. Andererseits wissen wir, dass Gesang und Musik von erhöhtem Ort bis in die Neuzeit äusserst beliebt waren. Die häufige Positionierung der Orgel auf der Westempore gehört in diesen Problemkreis. Ob die Empore wirklich der Hauptchor war, ist eine weitere, schwierig zu beantwortende Frage. Darauf scheinen zwar der Marienaltar und die opulenten Wandmalereien hinzuweisen, aber was wissen wir sonst über die Ausstattung dieser Klosterkirche? Wäre es nicht denkbar, dass die Empore im Westen der Kirche nur für bestimmte liturgische Gelegenheiten verwendet wurde? Die Akzentuierung des Freskenprogramms auf die Jugendvita Christi, insbesondere auf den Magierzyklus, erheischt möglicherweise eine Erklärung in diese Richtung. Karl Maria Swoboda hat bekanntlich in einem Aufsatz in der Festschrift Julius von Schlosser 1927 den Einfluss eines lateinischen Magierspiels auf die ikonographische Formulierung der Magierhuldigung nachgewiesen. 1972 widmete HANS-JOACHIM GENGE dieser Frage nochmals eine längere Untersuchung (Die liturgiegeschichtlichen Voraussetzungen des Lambacher Freskenzyklus; Münsterschwarzach 1972). Das ‚officium stellae‘ aus Münsterschwarzach wirkte offenbar anregend auf gewisse ikonographische Eigenheiten. Die Frage einer liturgischen Interpretation des Programms im Hinblick auf die spezifische Funktion der Westempore scheint bisher nie gestellt worden zu sein. Die heutigen Interpreten setzen sich mit Nachdruck für eine zeitgeschichtliche, kirchenpolitische Interpretation (die eine liturgisch-funktionale Deutung übrigens nicht ausschliesst) ein. Wibiral bezeichnet die drei Herodes-Episoden als exempla des durch Gott verworfenen rex iniustus, iniquus (S. 22).

Der knappen ikonographischen Behandlung (S. 19-23) steht ein ausführliches Stilkapitel gegenüber (S. 23-35), in welchem ein eindrückliches Panorama von Vergleichsmonumenten vorgestellt wird. Byzantinische Buch- und Monumentalmalerei soll über oberitalienische Zentren in den österreichisch-bayrischen Raum vermittelt worden sein und die regensburgische und salzburgische Buchkunst nachhaltig geprägt haben. Man spürt in dieser Argumentation den immensen Erfahrungsschatz von Otto Demus. Er und Kurt Weitzmann haben seinerzeit versucht, verschiedene ‚byzantinische Wellen‘ auseinanderzuidividieren und ihren ‚Einfluss‘ an einzelnen Monumenten nachzuweisen. Da der ‚Gänsemarsch der Stile‘ gerade in den jüngsten Publikationen der Byzantinistik (ANTHONY CUTLER und JEAN-MICHEL SPIESER: Das mittelalterliche Byzanz 725 – 1204 (*Universum der Kunst*, 41); München 1996; JOHN LOWDEN: *Early Christian and Byzantine Art*; London 1997) sang- und klanglos verabschiedet und durch ganz andere Fragestellungen ersetzt worden ist und auch sonst die bisherige „Einfluss-Kunstgeschichte“ nicht eben hoch im Kurs steht, müssten auch die westlichen Mediävisten unter Zugzwang geraten, zumal der hypothe-

tische Charakter einer feinmaschigen Stilgeschichte offenkundig ist. Eine jüngere Generation von Kunsthistorikern hat sich daher anderen Fragestellungen zugewandt und den Begriff Stil ganz über Bord geworfen. So weit muss man nicht unbedingt gehen. Man lese nur, was Robert Suckale in seinem Buch über Ludwig den Bayern dem Phänomen und dem Begriff Stil abzugewinnen vermag. Letztlich sind die Fresken von Lambach mit keinem anderen Denkmal der romanischen oder byzantinischen Malerei wirklich vergleichbar. Das betont auch Wibiral. Die Rolle der byzantinischen Malerei bei der Entfaltung der romanischen Kunst ist während vieler Jahrzehnte beträchtlich überschätzt worden. Es wäre an der Zeit, die Originalität und künstlerische Eigenständigkeit nicht nur der Lambacher Fresken, sondern der romanischen Malerei überhaupt anzuerkennen und sie begrifflich beschreibend zu benennen. Diese Aufgabe bleibt zusammen mit der vollständigen Publikation der Baubefunde und der Fresken in Lambach ein dringendes Desiderat. Möge der kritische Literaturbericht von Norbert Wibiral diesem Desiderat baldige Erfüllung bringen!

BEAT BRENK

*Kunstgeschichtliches Seminar  
Universität Basel*

**Christine Bläuer Böhm, Hans Rutishauser, Marc Antoni Nay: Die romanische Bilderdecke von Zillis.** Grundlagen zu Konservierung und Pflege; Bern: Haupt 1997; 416 S., 122 Abb., 2 Zeichnungen, 12 Tabellen, 2 Planvorlagen; ISBN 3-258-05579-3; SFr. 68,-

Die fast 900 Jahre alte Holzdecke der Kirche St. Martin in Zillis im Hinterrheintal des Kantons Graubünden ist ein Kulturgut von Weltrang, handelt es sich doch um die älteste, noch annähernd vollständig erhaltene, figürlich bemalte Kirchendecke der Welt. Nachdem 1938-40 und 1971 Restaurierungen vorgenommen worden waren, zeigte eine Kontrolle im Jahr 1989 die Notwendigkeit einer erneuten Gesamtkonservierung. Daher veranstaltete die Denkmalpflege des Kantons Graubünden im Jahr 1990 ein internationales Kolloquium mit Fachleuten aus Denkmalpflege, Kunstgeschichte, Restaurierung, Technologie und Archäologie, um über das weitere Vorgehen zu beraten. Das Urteil der Kolleginnen und Kollegen war einhellig: Vor einem Eingriff an den Tafeln sollten sorgfältige Beobachtung und Dokumentation ihres Zustandes die Grundlagen für eine Gesamtrestaurierung liefern. So lancierte die Denkmalpflege Graubünden mit Unterstützung des Bundesamtes für Kultur ein entsprechendes interdisziplinäres „Projekt Zillis“ unter der Leitung von Christine Bläuer Böhm.

Die Publikation ist eine erste Zwischenbilanz dieses noch im Gang befindlichen Projektes. Im Hauptteil werden die bisher erzielten Ergebnisse aus den Beobachtungen zur Schadensdynamik und der sie beeinflussenden Faktoren vorgestellt, jeweils gefolgt von konkreten Empfehlungen für die künftige Restaurierung.

Nach Standortbestimmungen der Denkmalpflege und der Projektleitung sowie einem Abriß der Restaurierungsgeschichte folgt die Vorstellung der Ergebnisse der